

Christoph Merian Stiftung

BASEL oder Der Ausgang zum Meer. (Tagebuch unter der Schwarzwaldbrücke)

Autor(en): Ion Muresan

Quelle: Basler Stadtbuch

Jahr: 1994

https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/0c4c313a-712f-45b6-9c8a-938ee05184c6

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform baslerstadtbuch.ch ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung. http://www.cms-basel.ch https://www.baslerstadtbuch.ch

BASEL oder Der Ausgang zum Meer

(Tagebuch unter der Schwarzwaldbrücke)

Ich heisse Ion.

Leicht zu begreifen, dass dies nicht mein wirklicher Name ist. Ich habe ihn mir einfach ausgeliehen. Meine Wahl fiel nach langem Überlegen auf Ion, weil das kurz ist und ohne Kanten; ein runder, geradezu beruhigender Name – mit einem Wort: ein ideales Versteck. Ich habe im Laufe meines Lebens feststellen können, dass die Dinge, die man unter geliehenem Namen äussert, von sich aus einen gewissen Kredit geniessen. Was man indessen unter dem eigenen, wahren Namen verlauten lässt, stösst, und sei's noch so gründlich durchdacht, unweigerlich auf Skepsis. Unser wahrer Name ist, so würde ich sagen, der wunde Punkt unserer Ausserungen. Zudem könnte ich in meiner Position (kleiner Angestellter eines hochachtbaren Geldinstitutes dieser Stadt) meine Identität nicht offenbaren, ohne die Ironie meiner Arbeitskollegen, den Arger meiner Vorgesetzten, ja die Verachtung meiner Bekannten auf mich zu ziehen. Einstweilen zumindest. Denn sofern meine Beobachtungen über die wohltuende Wirkung von Pseudonymen stimmen, darf ich erwarten, dass mir nach Jahren, wenn meinem Willen gemäss meine wahre Identität enthüllt wird, eine wahre Welle der Sympathie entgegenschlägt, dass ich in den auf mich gerichteten Blicken die Hochachtung der Mitbürger erkenne, ja sogar einen gewissen örtlichen Ruhm.

*

Ich heisse also Ion, liege bäuchlings auf dem Zementboden unter der *Schwarzwaldbrücke* und schreibe in ein Notizbuch mit Karos. Nach und nach gibt der Zement seine wohltuende Wärme an mich ab. Ich spüre, wie mir innen warm wird. Zwar ist es zum Schreiben nicht

gerade die bequemste Position, doch für einen wie mich, der kein Schriftsteller ist, sollte das Schreiben sehr wohl etwas von einer Busse haben. Der Ort, an dem ich schreibe, ist von grosser Bedeutung. Jeder Ort hat seinen Genius, seinen eigenen Geist. Das Schreiben erscheint mir wie ein kleiner Handel mit dem Ortsgeist, der an der angebotenen Ware ein mehr oder minder grosses Interesse hat. Ist das Geschäft einmal abgewickelt, ist es sinnlos, weiterhin dazubleiben. Die Worte gleiten im Satz aus, drehen sich in konzentrischen Bahnen, wiederholen sich, so als schwirrten Bienen um eine unfruchtbare Königin. Sobald man merkt, dass die Sätze kaugummiähnlich werden, heisst das: Geh! Nimm deine Akkreditierungsbriefe (in meinem Fall das Heftchen mit Karos) und geh! Hier, unter der Brücke, ist es gut. Hier herrscht der Duft konspirativer Gefährlichkeit, er prägt sich meinen Worten ein. Ich habe ständig das Gefühl, etwas Illegales zu schreiben. Über meinem Kopf rollen schwerbeladene Güterzüge dahin. Sie rollen in andere Länder. Über meinem Kopf rollen lange Fernlaster dahin. Wenn sie sich nähern, beginnt die Brücke zu beben. Dann ist alles ein einziges Dröhnen, ein brodelndes Tohuwabohu. Die Brücke hallt metallisch wie der Himmel beim Losbrechen eines Gewitters. Reflexartig blicke ich empor. Ich sehe die dicken Streben aus Stahl und Beton. Mein Unterschlupf ist grau. Ein falscher Himmel. Ein falscher Sturm. Gut so, sage ich mir. Was sonst wäre die Literatur am Ende dieses Jahrhunderts und Jahrtausends, wenn nicht Schreiben unter falschen Himmeln? Schreiben in falschen Stürmen?

Wie ich bereits sagte: mein Name ist Ion, und ich schreibe unter der Brücke. Ich schreibe mit Unterbrechungen. Jedesmal, wenn ein Zug über die Brücke rollt, halte ich inne und denke an etwas anderes. In meinem Notizbuch bezeichnet das Sternchen (*) einen Zug. Die Züge zerschneiden meine Sätze. Sie schneiden die überzähligen Köpfe, Arme und Beine der Sätze ab. Die wachsen ohnehin fortwährend nach. Die Züge lassen es nicht zu, dass die solcherart wuchernde Literatur sich ins Ungeheuerliche entwickelt. Die Literaturgeschichte sähe ganz anders aus, wenn die Autoren von Zeit zu Zeit unter Zugbrücken schreiben würden. Dumm ist nur, dass ich nach jeder Unterbrechung, wenn ich unter den Rädern eines Lasters wieder emportauche, den Gedanken nicht ohne weiteres fortspinnen kann. Meistens bin ich gezwungen, ihn von einer anderen Seite neu aufzunehmen, über eine andere Speiche zur Nabe des Rads vorzudringen. Ich denke, das ist nach dem bisher Gesagten vollkommen klar.

(Anmerkung: Ich werde einen Schriftsteller fragen müssen, ob diese Art des Schreibens nicht vielleicht [Gott behüte!] als «literarisches Verfahren» gelten kann.)

*

Wer ich bin und wo ich mich befinde, ist klar. Was die Schwarzwaldbrücke angeht, weiss jeder Einfaltspinsel, dass sie zu Basel gehört. Basel schmeichelt den Augen wie eine wundervoll kolorierte Torte in einer Vitrine: Die Schokoladentürme der Kathedralen, die Zuckergusshäuschen mit den pistaziengrünen Fensterläden und den blinkenden Blumen davor (rote und rosarote Drageeblüten aus Eiswaffeln quellend). Die über den Rhein gespannten Brücken aus Lebkuchen (wie mir scheint) muten an wie Rehe im Sprung, und der Rhein seinerseits ist meisterhaft in durchsichtiges Gelee eingekerbt. An seinem Ufer schwenken Baukräne, aus orangefarbenen Stäbchen gefügt, ihre Arme. Die grünen Flecken der Parks weisen den Konditor als Virtuosen seines Fachs aus, denn nicht jedem gelingt es, derart viele Trauben zwischen die Biskuitbauten zu streuen, und dann auch noch so, dass (wie subtil!) immer wieder rötliche Miniaturdächer aus zerteilten Kirschen hervorschimmern und, kräftiger noch, die in Honig getränkten Rosenblätter, die überaus dekorativ als Schweizer Kantonsflaggen fungieren. Die Springbrunnen mit ihrer blaugetönten Schlagsahne, die Strassenbahnen aus süsser Ananasfrucht geschnitten...

*

Ein Fernlaster, ich fahre nun fort. Die Städte sind den Torten gleich. Die verwöhnten Kinder bestaunen sie, probieren dann mit dem Löffelchen davon, ein wahres Ritual; sie brechen kleine Glasurstückehen heraus, machen sich über ein Sahnehäubchen her, schieben irgendein farblich unbefriedigendes Obststück beiseite, in der Erwartung, darunter süsse bunte Säfte hervorschiessen zu sehen, verharren zögernd vor den Inschriften aus Schokolade... Sie naschen wie die Vögel davon. Nachdem sie den Mantel der Torte vertilgt haben, rümpfen sie die Näschen. Ausgerechnet zu dem Zeitpunkt, da sie nur noch die eigentliche Torte vor sich haben, das Kernstück mit dem unnachahmlichen, ja einmaligen Geschmack, den ganzen Stolz des Konditors. Die wahre Torte beginnt in den Ruinen der Torte. Sie rümpfen die Nase, denn sie haben ihre ganze Kindheit hindurch immer nur ein und dieselbe Torte vorgesetzt bekommen, aus billigem, wertlosem Material, aus süsser Dutzendware: Glasur, farbige Ornamente. Wer lange Zeit mit den Augen isst und mit dem Mund schaut, den überkommt die Langeweile, den packt der Überdruss.

*

Wo waren wir? Ah, ja. Also, ich liebe Ruinen über alles. Schade, dass sie täglich weniger werden. Mit Schimmelgrün überzogene, moosüberwachsene Mauerreste oder sonngebleichte Felsen, die wie Leuchttürme weithin strahlen, gespenstische Wandstücke, die unvermutet aus dem Gestrüpp einer Wiese oder aus dem Unterholz eines Waldes ragen, granitene Geometrie im Wüstensand, von Gräben umsäumte Kolonnaden und Portale im hitzeverbrannten Gras der Felder. Die Ruinen, wahre Entbindungsstätten, wo die nächtliche Imagination mal lässig hingestreckt, mal unter weiss Gott welchen hohen Spannungen zitternd und zusammengekrümmt ihre Jungen gebiert. Verheulte Brut, in der Dun-

kelheit wimmernde Bälger, die im Schutz der Nacht ihre Mutter verspeisen. Die Luft oberhalb der Ruinen hat eine besondere chemische Zusammensetzung. Diese Luft ist gleichsam metallisiert, eine Luft, die vom stählernen Rascheln der Brennesseln klingenscharf zugeschnitten scheint. Wie ein Magnet zieht sie Eidechsen und Schlangen aus grosser Entfernung an.

(Anmerkung: Diese Dinge gingen mir gestern während der Arbeitszeit durch den Kopf.)

Der (Chef) (eine Frau, eine unausstehliche Person) hatte mir aufgetragen, einige Rechnungen für bestimmte Bauvorhaben zu erstellen, es ging um irgendwelche unbedeutende Investitionen in Rumänien. Keine schwere Arbeit. Ich hoffe, es sind mir keine Fehler unterlaufen. Von meinen Gedanken habe ich nichts in meinem Notizbuch festgehalten. Wie gewohnt hütete ich mich vor den indiskreten Blicken meiner Kollegen. Ebenfalls gestern, in der Mittagspause, ging mir folgendes durch den Kopf:

Es ist absurd anzunehmen, dass nur die Städte des Altertums oder die mittelalterlichen Burgen Ruinen hinterlassen. Im kosmischen Stoffwechsel muss unbedingt eine gewisse Gerechtigkeit walten. Die langlebigen Schildkröten hinterlassen ihr Schildpatt, die schwerfälligen Elefanten ihr Elfenbein... Es ist, wie gesagt, absurd zu glauben, diese Hohe Instanz habe unseren zeitgenössischen Städten das Recht auf Ruinen, auf die Synthese, verweigert. Bei allem hochpräzisen Gerät, mit dem die Satelliten selbst die Innereien der Erde sichtbar machen können, ist die Archäologie ausserstande, die Ruinen irgendeiner Stadt unserer Tage zu entdecken. Es ist klar, dass die Zeit der Archäologie, als Wissenschaft, vorbei ist. Sie muss ausruhen, muss auf irgendeinem verstaubten Regal ein Zeitalter abwarten, das ihren Arbeiten günstiger gewogen ist. Unser Jahrhundert ist für wesentlich subtilere Wissenschaften geschaffen.

Dennoch ist nicht auszuschliessen, dass es irgendwo eine Art Städtefriedhof gibt, ein grosses Museum gewissermassen, wo man zu nächtlicher Stunde die Ruinen unserer heutigen Städte hinbringt. Irgendwo unter einer Platte aus Blei und Beton, ein Ort, den die Politiker geheimhalten. Oder vielleicht ist er nur mir nicht bekannt. (Anmerkung: Nachlesen in der Bibliothek (der *GGG*), was es darüber gibt.)

Ich war nicht in der Bibliothek. Stattdessen habe ich nachgedacht. Über die Ruinen. Basel hat keine Ruinen, weil es eine Stadt ist, die... Nein. Basel, das sind zwei Städte... Genau. In der Stadt gibt es zwei einander überlagernde, überlappende, sich durchmischende Städte. Sie tauschen die Plätze, überwachen sich gegenseitig. Durch alle Poren, durch alle Spalten und Risse der sichtbaren Stadt tritt immer wieder die verborgene Stadt hervor. Diese Wahrheit wird eines Tages laut ausgesprochen werden; wie sehr der Stadtregierung auch daran gelegen sein mag, sie zu unterdrücken und nur einem engen Kreis hoher Beamter vorzubehalten, so wird sie doch eines Tages laut ausgesprochen werden. Heute ist dieser Tag. (Anmerkung: Es ist Sonntag. Heute stören mich keine Fernlaster. Nur die Züge machen mir zu schaffen. Und ein Ameisenheer, das sich, so hoffe ich, auf dem Durchmarsch befindet.)

«Ihr Blinden!» möchte ich hier unter meiner Brücke schreien. «Seht ihr denn nicht, dass Basel eine Stadt *am Meer* ist?» Als ich vor zehn Jahren hier ankam, vom Schicksal hierher verschlagen wurde, da fiel mir auf, dass irgendwas <komisch> ist, dass etwas <nicht stimmte>. Nach einem Blick auf die Karte war mir klar: Die Strassen sind genau wie in den grossen Hafenstädten angelegt. Zu den Rändern hin ermüden sie gewissermassen, verlaufen irgendwie ermattet immerzu seitab, wie von einer Kraft angezogen, die ausserhalb liegt. Sie sind gleichsam die peripheren Organe eines riesigen Wesens, die von einem fernen Herzen versorgt werden. Sie sind wie Sätze mit unbestimmter Bedeutung. Je näher dem Rhein, desto zittriger werden sie, ihre Linien drängen sich ineinander, reiben sich aneinander, neigen sich dem Wasser zu. Willst du aber das verborgene Gesicht einer Stadt kennenlernen, so musst du die Frauen beobachten. Geh' zum Stadtrand und folge einer schönen Frau oder einer freundlichen Alten. Ganz gleich, welcher von ihnen du dich an die Fersen heftest, in spätestens zwei Stunden wirst du am Ufer des Wassers stehen. Ich | 133

habe sie gesehen: Hier werden ihre Blicke schmal. Ihre Blicke verwandeln sich in feine Glasröhren und dringen ins Wasser ein, ziehen sich in die Länge und folgen dem feuchten Weg des Flusses bis zur Mündung. Dort, am riesigen Schlund des Meeres, werden sie wieder breiter, öffnen sich wie Trichter, rühren suchend in den Tiefen des Wassers, verharren abwartend. Diese Frauen leben das Leben der Matrosenfrauen. Sie gehen in Scharen oder paarweise durch die Strassen. Sie sprechen flüsternd miteinander. Selten ist bei ihren Zusammenkünften ein Mann dabei. Ich sah Frauengruppen in Begleitung von zwei Männern. Die Frauen schritten stolz neben den beiden her. Sie zeigten sich mit ihnen, wie Frauen sich mit ihrem Schmuck zeigen, bewundern lassen. Sie leisteten sich die Männer, wie sie sich Ohrringe leisten. In früheren Zeiten hätten sie reihenweise Spinnrocken leergesponnen, hätten wie Penelope ein Tuch des langen, geduldigen Wartens gewebt. Ihr Fleisch ist mit einer Substanz imprägniert, die von bestimmten Drüsen nur an den Meeresküsten abgesondert wird. Sie lächeln viel. Ihr Lächeln ist ein Signal. Sie lächeln vorbeugend, nicht verlockend. Ihr Lächeln schlägt unvermittelt in Resignation um, so als wäre ihnen plötzlich etwas sehr Ernstes durch den Kopf geschossen. Etwas von grossem Ernst und hoher Dringlichkeit. Ihre Blicke suchen dann stets die Türme der Kathedralen. Kaffeebraune Türme, die sie längst für die Masten eines zeitenüberdauernden Segelschiffes halten. Die jungen Frauen kommen nachts, spät nachts hervor, sie ziehen sich fast bis auf die Haut aus, um in den Becken der Springbrunnen zu baden. Dabei kichern sie. Wenn sie ins kalte und jederzeit weiche Wasser steigen, schreien sie mit ihren reizenden gutturalen Stimmen hell auf. Sie necken sich in diesen kleinen Meeren, diesem Meer-Ersatz, diesen Meeren für Frauen und Halbwüchsige. Hauptsache, sie sind im Wasser. Im gleichen Element wie ihre fernen Verlobten. Überraschung, Angst, Freude, Vorahnungen. Langgezogene Schreie.

Fern, sehr fern spüren die Männer sie, in einer seltsamen Osmose durchdringt der Samen die Wassermembran der Ozeane und befruchtet sie. Die Männer halten sich irgendwo unten in den Kellergeschossen der Banken auf. In diesen stählernen Segelschiffen. In Segelschiffen mit Geheimcodes. Die Männer sind von der Jagdleidenschaft besessen und damit beschäftigt, einen weissen Wal zu erlegen. Zumindest erzählen sie das den Frauen, wenn sie müde und bleichgesichtig heimkehren, die Haut gebleicht von einer schwarzen, unterirdischen Sonne, das Haar von den salzigen Wirbelstürmen ausgedünnt. Sie kommen an, schenken den Damen ein Hündchen und ein Auto, damit sie etwas zum Spielen haben, und tauchen wieder ab. (Anmerkung: Hier verlieren die Männer sehr früh das Haar. Obwohl ich nur ein gemeiner Matrose auf dem Stadtschiff bin, ergeht es mir nicht besser.)

*

Wovor man sich fürchtet, dem entgeht man nicht. Ich habe bei jenen Rechnungen für Rumänien einen Riesenbock geschossen. Die Chefin, das Miststück, hat mich dafür «sanft gerügt>. Die Hexe! Eines Tages werde ich ihren Hund vergiften. Das wäre kein allzugrosser Schaden, ich bin felsenfest überzeugt, dass die Zahl der Hunde in Basel grösser ist als in der ganzen übrigen Schweiz. (Anmerkung: statistische Unterlagen dazu in der GGG suchen.) Sicher, es handelt sich nicht um dreckige Köter mit staubverklebtem, struppigem Fell, nicht um Hunde, die sich des Nachts zur Zeit der Ebbe in Rudeln bei den Mülltonnen einfinden und einsame Menschen anfallen. Damit ist allerdings nicht gesagt, dass es keine Hafenhunde sind. Es sind die Hunde der Einsamkeit. Sie sind so schön, so sauber und so zahlreich, dass ein Fremder glauben könnte, hier fühle sich auch die Einsamkeit bisweilen einsam. Der Hund, der Freund des Menschen in der Ödnis der Berge, der Hund: Substitut der Kommunikation. Der Hund, dieses Gewürz, das den Wunsch nach Kommunikation sehr leicht als die Kommunikation selbst erscheinen lässt. Die Verkehrsschilder für Hunde sind ebenso zahlreich wie die Verkehrsschilder für Autos.

*

Ich habe Steine gesammelt. Das tue ich immer montags. Wenn ich sie aus dem kühlen Wasser nehme, verändern sie ihre Form und Farbe. Ich ordne sie zu sieben Häuflein vor mir an. Je eines für jeden vor mir liegenden Wochentag. Ich lese die Wahrheit aus den Steinen. In ihnen ist die Zukunft verfestigt. Eben deshalb dringt das Schicksal stumm und unausweichlich an die Oberfläche. Die Dinge dieser Welt lassen sich in zwei Kategorien einteilen: Dinge, aus denen man wahrsagen kann, die also ihren Sinn freiwillig preisgeben, und Dinge, in denen man nicht lesen kann. Jene, aus denen man nicht wahrsagen kann, lernt man in der Schule.

*

Keine Frage, dass heute Montag ist. Die Vögel singen sandig. Der im Gesang der Vögel verborgene Sand. In unserer Stadt mischt sich alles, vermischt sich in Höflichkeit, in Harmonie. Jede Geste hat an ihrem Ende so etwas wie ein Plüschpölsterchen. Die Enten verlassen nachts den Rhein und watscheln paarweise, wie pensionierte Tänzerinnen durch die Strassen der Stadt. Autos halten an, Fahrräder weichen ihnen aus. In den Restaurants hüpfen die Spatzen auf die Tische zwischen die Hände der Gäste. Vermischung der Arten und Gattungen. Wenn ich auf der Strasse das Gleichgewicht verlieren und plötzlich hinstürzen würde, wäre dies zweifellos genauso verwerflich, wie einer gnadenlos höflichen alten Dame, die einem «Grüezi» entgegenruft, hinterherzulaufen und sie in den Hintern zu kneifen. Ich würde so etwas natürlich nie tun, schon weil mir die Alten der Stadt am sympathischsten sind. Die alten Männer und Frauen stehen oft in Gruppen beisammen. Während die Kinder nach dem Hervorstürmen aus dem Schulportal gerade noch hundert Meter weit Radau machen, sind die Grüppchen alter Leute zu jeder Zeit lauter und fröhlicher als alle andern. Ich hätte manchmal Lust, mich auf eine solche Gruppe zu stürzen und die alten Leutchen abzuküssen. Keine Frage, heute ist Montag: hie kneif' ich, hie küss' ich.

*

Ich legte mich auch einmal in den Sand. Auf den kostbaren kleinen Flecken Sand. Rücklings. Ich starrte auf meine Finger. Ich hielt sie als Schild zwischen mich und die Sonne. So, wie ich seinerzeit als Kind Glasscherben suchte und mit Kerzenruss schwärzte, um die Sonnenfinsternis zu beobachten. Keine Sonnenfinsternis hat mich je unvorbereitet angetroffen. Die
Sonne macht wie ein Röntgenapparat das
Fleisch durchsichtig, durchscheinend. Es wird
zuerst rötlich, und dann immer glasähnlicher.
Wie Gelatine. Nacheinander runden sich die
Nägel, werden schmal, das überschüssige
Fleisch schmilzt im Licht. Zu guter Letzt bleiben nur noch die Krallen übrig. Schwarz, scharf
gezeichnet, je fünf an jeder Hand.

*

Seit drei Tagen regnet es ununterbrochen. Ich hätte längst wissen können, dass es so kommen würde. Drei Häuflein Steine sind mir fast völlig schwarz geworden. Morgens ziehe ich mich gut an, um nach den Arbeitsstunden hierher zu kommen, zu schreiben. Was ich zu sagen habe, ist von unaufschiebbarer Dringlichkeit. Unser lieber Rhein ist angeschwollen. Die eisernen Pfosten der Strassenlaternen, die runden Schilder mit dem Schwimmverbot, die Tafeln mit dem Fahrplan der Fähre und der Rheinschiffe: alles überflutet und etwa drei Meter vom Ufer entfernt. Die Uferpromenade hat sich mit Menschen gefüllt. Sie lachen. Sie freuen sich. Sie machen Fotos. Das schmutzige Wasser schwemmt grüne Zweige heran. Sie bleiben an den Terrassen der Häuschen hängen, in denen früher die Angler sassen. Fortwährend treiben lustige Plastiktüten zu Tal, bunte Stoffetzen, lange kahle Bretter, schlanke, grüne und blaue Mineralwasserflaschen, schändliche und kümmerliche Papierknäuel. Die Pontons stossen dumpf aneinander - wie wenn unsichtbare Steine an grosse Trommeln schlagen. Das Turnier hat begonnen. Der Strom gleicht heute mehr denn je den langen Graffitibändern, die einen bei der Einfahrt mit dem Zug empfangen. Es herrscht Festtagsstimmung. Die Verwaltung hat an den Treppen zur Promenade Plastikstreifen angebracht, rot-weisse Bänder. Hunde bellen im Regen. Ich könnte auch sagen: «Hunde singen.» Die Hunde, diese Beschützer der Abwesenheit, singen in ihrer Hundesprache: «Lasst uns feiern! Die Einsamkeit hat der Teufel geholt! Wau! Wau! Wau!»

Diesmal war es kein Zug. Diesmal war es ein Polizist. Es ist nicht gerade angenehm, plötzlich eine fremde Hand auf der Schulter zu spüren... «Was machen Sie hier?» fragte er mich.

«Graffiti», gab ich zur Antwort.

«Nun, ich sehe, Sie sind ein ernster Bürger, sehen Sie sich vor, dass Sie nicht ins Wasser fallen.»

Er fegte einmal mit seinem Blick über meinen farbenfrohen Schlupfwinkel und ging. Den letzten Satz jedenfalls sagte er in einem Ton, als ob er persönlich gar nichts dagegen hätte, mich an einem Akazienzweig hängend den Rhein hinabtreiben zu sehen. (Anmerkung: Meine Beobachtungen haben mich zu der Einsicht geführt: Wenn einer dir ein Kompliment zu machen vorgibt, indem er dich als «ernster Bürger> anspricht, heisst das zumeist, dass er dir die grössten Dummheiten nicht nur zutraut, sondern überzeugt ist, du begehst sie gerade. Die Chefin, das Ekel, hat gestern zu mir gesagt, sie vertraue auf meine «Seriosität». Völlig klar, ich werde ihren Hund vergiften.) Ich und Graffiti! Wollte ich behaupten, dass die Polizisten hinter den Wandsprüchen stecken, würden sie sofort das Gerücht ausstreuen, die wahren Täter seien Marsmenschen. Die einzig plausible Hypothese lautet: es sind die Alten der Stadt. Daher ihre unerschütterliche Fröhlichkeit. Ich sehe sie geradezu vor mir, wie sie sich nachts in den Kellern alter Häuser versammeln und mit Laternen in den Händen und mit maskierten Gesichtern den Meistern des Genres lauschen, die sie in die gefährliche Kunst einweihen. Lehrer dieser heimlichen Schulen sind berühmte Maler, die zweifellos dafür bezahlt werden, und zwar von der Stadtregierung selbst.

Graffiti, Blumen, die über Nacht an den Wänden erblühen. Schwarze Blumen, bunte Blumen, Blumen, die sich der Photosynthese verweigern. Blumen ausserhalb des Gesetzes. Stiefblumen, verfluchte Blumen. Zeichen der Unruhe an den Wänden deines Hauses. Unleserliche Inschriften. Ihre Botschaft ist die Unleserlichkeit selbst. Was niemand verstehen will, muss man in einem Alphabet aufschreiben, das keiner versteht. Einander überlagernde Lettern, sich hintereinander verbergend, auseinander hervorwachsend und, das wichtigste dabei: alles unter strikter Vermeidung des rechten

Winkels, in Schlangenbewegung. Sie entstammen nicht dem Wunsch, zu beflecken. Sie besitzen nicht die Dreistigkeit des Räubers in der Dunkelheit. Diese Zeichen sind vielmehr ein zaghaftes Stottern, ein Schrei, der in Gestammel mündet. Da ist jemand, der etwas sagen will: und weiss nicht was, und weiss nicht wie.

*

(Anmerkung: Meine (unpassenden) Reaktionen, wie meine Chefin (das Ekel) sie nennt, haben sich gehäuft. Das Unabwendbare ist eingetreten: Ich habe ihren Hund vergiftet. Ein Krümel nur, ein Krümel Strychnin, fertig, aus! Jetzt habe ich Mitleid mit ihr. Immer treten ihr Tränen in die Augen, wenn sie vom (Teufelchen) spricht. Schande über mein Haupt! Er ruhe in Frieden!)

Nachdem ich dieses Geschäft erledigt hatte, ging ich zum Barfüsserplatz. Da, wo es von jungen Leuten wimmelt wie auf einem Ameisenhaufen, ist der Bruch unübersehbar. Da, von Zeit zu Zeit, beobachte ich, dass die Sinne sich aus ihren Körpern hervortasten wie Soldaten beim Verlassen der Kaserne: ängstlich um sich spähend, weil jeden Augenblick ein General auftauchen könnte, der sie zurückscheucht hinter die Mauern, zur Ordnung. Lediglich ein bisschen geschnuppert, eine kleine Freundlichkeit sich selbst gegenüber. Nach Mitternacht zwingt sie eine ermüdende Unmöglichkeit zum freiwilligen Rückzug, zum Zerreissen der «Ausgangsscheine>. Alles umsonst: Die heranwachsenden Männer möchten sich ein paar kleine Dummheiten leisten, ehe sie in See stechen, doch schon ist es zu spät, die jungen Frauen warten bereits auf die Rückkehr derer, die noch gar nicht aufgebrochen sind. Ich trinke ein Bier auf (Teufelchens) arme Seele und schaue den Asiatinnen zu, die, puppenklein in weissen Blusen und schwarzen Röckchen, mit ihren wie aus wiederaufbereitetem Kunststoff gebildeten Hinterteilen wackeln, ebenso hektisch mit den Händen gestikulieren, während sie ihre Barbiepuppen-Gesichter zu einem Lächeln verziehen. Der Grosse Gelbe Ozean kündigt diskret und wirkungsvoll seine Präsenz an. Wer weiss, in welcher mondlosen Nacht sie ihre Dschunken verlassen haben, nur für einen Augenblick ihre grosse Reise zu unterbrechen, und dann hier hängenblieben. Ihr angeborener Tropismus für grosse Hafenstädte hat sich durchgesetzt. Ihre empfindlichen Antennen erspüren in der Tiefe das Rauschen des Meeres...

*

(Anmerkung: Gestern sah ich zwei Möwen auf dem Rhein.)

Ich werde diese doppelte Stadt, doppelt wie ein Doppelstern, nie verlassen. Man wird von dieser Stadt gezwungen, in sich zu gehen, wenn man nicht draufgehen will. Es sei denn, man kauft sich einen Hund. Die Wogen eines unsichtbaren Meeres halten den Spiegel des Gedächtnisses stets in Schuss, sie schleifen ihn glatt, putzen ihn blank, spülen ihn, wischen die beschlagenen Stellen weg und rühren zugleich diese farbige Brühe um, bringen sie in Bewegung, diese Suppe, die nichts anderes ist als unser eigenes Leben. Jetzt kann man zur Synthese schreiten: Wie bei einem Puzzle rufen die in der Welt verstreuten Teile unseres Wesens einander, ziehen sich an, korrespondieren, fügen sich in eins. All unsere Sommerkleider, die wir beim Aufbruch ins Gebirge nicht in den Rucksack gepackt haben, alle Winterkleider, die wir für unsere Seefahrten nicht in die Koffer zwängten, alles ist hier. Die kleinen Schuhe aus der Kindheit, in denen wir an Ostern zur Kirche gingen, die stets zu eng waren, schnüren noch heute unsere Kinderfüsse ein. Das weisse, viel zu steife Hemd scheuert noch heute unsere Kinderhaut. Hier (in meinem Fall: unter der Brücke) können wir zur Welt kommen (wir tun es nicht), können uns verlieben (wir tun es nicht), können uns das Leben nehmen (wir tun es nicht). Hier standen sich das Mögliche und das Unmögliche, genau wie die beiden Städte, viel zu lange feindselig gegenüber, um sich nicht letzten Endes doch miteinander zu verschwören.

*

(Anmerkung: Seit zwei Tagen deutlich verstärkter Meeresgeruch. Die Enten sind völlig verschwunden. In Scharen kreisen immer wieder Möwen über dem Rhein oder hängen traubenförmig an den Armen der Kräne. Ihre spitzen

Schreie lassen dich nachts nicht schlafen. Der scharfe Algengeruch hat sich in meinen Kleidern festgesetzt. Gestern Nacht glitten zwei Schiffe majestätisch am Ufer entlang. Ich trat auf den Balkon hinaus: Von ihren Decks riefen Hunderte fähnchenschwenkend: «Ion! Ion! Ion! Ion! Ion! ...» (In der Stadt am Meer, sagte ich mir und freute mich wie ein Kind, hat mich die Hafenkommandantur jetzt schon unter diesem Namen registriert.) Der Strand, der endlose Sand, glitzerte wie Gold unter den Strahlen des Mondes. Auf den Wellen schwammen chinesische Lampions. Die Ufer, mein Gott, wie wunderbar, die Schaumkronen der Wellen hatten ihnen Brautkleider angelegt...)

*

Heute sagte ein Arbeitskollege zu mir, es wäre nicht schlecht für mich, wegen meiner «unpassenden Reaktionen» einen Arzt aufzusuchen. Ich ging in die psychiatrische Klinik (die *P.U.K.*), wo er mir einen Arzt, den er kennt, empfohlen hatte. Dieser Arzt ist auch mir bekannt. Er nahm Sonnenbäder unweit der *Schwarzwaldbrücke*. Er trug damals einen Bart und ein weisses Hütchen. Beides hatte er jetzt nicht mehr. Er meinte, ich hätte früher kommen sollen. «Saal 7», sagte er dann noch. Er erschien mir vertrauenswürdig. Ich überliess ihm das Notizbuch mit den Karos. Er versicherte mich völliger Diskretion. Ich verlangte das Notizbuch zurück. Ich schrieb:

Schluss

Bürger dieser Stadt, suche meinen Namen nicht in den Gehaltslisten der städtischen Verwaltung. Du wirst mich darin nicht finden. Ich will mich aufs Warten verlegen. Die Jahre ins Land ziehen lassen. Ich warte den passenden Augenblick für die Enthüllungen ab. Der Ruhm aber – wie sagte doch ein französischer Dichter: «Mein Ruhm liegt in den Sanddünen…»